

Forum

Doris Bachmann-Medicks „Cultural Turns. Neuorientierung in den Kulturwissenschaften“¹

Zur Diskussion gestellt von Christoph Conrad, Hanna Hacker,
Barbara Lüthi und Elisabeth Timm

Von den kulturellen Wenden zur ‚Wendekultur‘?

Die Neuaufstellung der deutschsprachigen Geisteswissenschaften und von Teilen der Sozialwissenschaften unter dem Label der ‚Kulturwissenschaften‘ hat viele Dimensionen: (inter-)disziplinäre, epistemologische, wissenschaftspolitische, drittmittel- und karriere-strategische. Überdies hat sie ein besonderes Genre zum Blühen gebracht: die Einführung (das Handbuch, Kompendium oder die Orientierung).² Man hat den Eindruck, dass auf jede gelungene und breiter beachtete Monographie wenigstens eine Einführung kommt. Dieser enorme Beratungsbedarf liegt vor allem daran, dass wir es hier mit internationalen und interdisziplinären Transfers kultureller und akademischer Güter zu tun haben. Das Terrain ist so komplex, dass es förmlich nach Reiseführern, Übersetzungshilfen und Aufstellungen von Tops und Flops ruft.

Das Buch von Doris Bachmann-Medick ist vor allem darin bemerkenswert, dass es dieser Welle nicht einfach ein weiteres Exemplar hinzufügt, sondern dass ihre Einführung eine äußerst instruktive und zum Dialog einladende Reflexion über die Dynamiken des kulturwissenschaftlichen Feldes selbst darstellt. Vorab sei betont, dass auch der Gebrauchswert als Einführung groß ist: verständlich und lebendig geschrieben,

¹ Doris Bachmann-Medick, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2006 (2007²), 409 S., EUR 14,90, ISBN 9-783499-556753.

² Vgl. dazu Caroline Arni, Barbara Asen, Johann Kirchknopf u. Helmut Puff, *Einführungen in die Feministische Geschichtswissenschaft und Geschlechtergeschichte*, in: L'HOMME. Z. F. G., 18, 1 (2007), 115–130.

hochaktuell in den Beispielen und Literaturangaben, engagiert vor allem dort, wo die eigenen Interessen ins Spiel kommen, aber auch voraussetzungsvoll. Bei der ‚Kartierung‘ der kulturwissenschaftlichen Ansätze zeigen sich notwendigerweise Verkehrsknoten und weiße Flecken: Die Autorin ist Literaturwissenschaftlerin mit profunder Kenntnis der ethnologischen Debatten – dort liegen ihre Vorlieben. Die Literaturauswahl ist reich, aber weitgehend anglo-amerikanisch und deutschsprachig; die allzu kurze Abfertigung etwa der französischen Forschung schmerzt ein wenig.

Selbst nach einer Lektüre mit viel innerlichem Nicken und äußerlichem Unterstreichen bleiben jedoch Bereiche der Meinungsverschiedenheit und Kontroverse. Doris Bachmann-Medick stellt sieben Wenden in den Mittelpunkt ihres Buches. Es wäre höchst überraschend, wenn an dieser (oder jeder anderen) Auswahl nichts auszusetzen wäre. Stellen sich hier doch einige Grundsatzfragen: Was macht den *turn* zum *turn*? Kann man *turns* kreieren wie neue Markenartikel? Trifft die Selektion zentrale Tendenzen der gegenwärtigen Kulturwissenschaften? Die Autorin schließt zwei grundsätzliche Neuorientierungen der letzten Jahrzehnte aus ihrer Hitliste aus: den *linguistic turn* und Gender. Dass dies erklärungsbedürftig ist, merkt man der Einleitung an, die sich beeilt, beide Konzepte für so grundlegend zu erklären, dass sie sich durch alle anderen *turns* hindurch ziehen. Es fällt sogar das Wort vom „Meta-turn“ für die sprachliche Wende. Deshalb hätte ich in einem Kompendium dieser Art ein solides Kapitel (und nicht nur drei Seiten) zum *linguistic turn* erwartet.

Mit Bezug auf Gender wird ein anderes Problem meines Erachtens unglücklich gelöst. Denn es gibt grundlegende Perspektivenwechsel, die *nicht* das Label ‚turn‘ tragen. Sieht man sich Begriffskarrieren in den internationalen Geistes- und Sozialwissenschaften der letzten Jahrzehnte an, dann gehört Gender vor Postmoderne, Identität, Erfahrung, Raum und so weiter zu den erfolgreichsten und nachhaltigsten Konzepten des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts.³ Kann man das übergehen, weil die mit der Kategorie Gender verbundene Neuorientierung keine Selbststilisierung als ‚Wende‘ mitgemacht hat? Ich denke nicht. Eine ähnliche Unterschätzung breiter gesellschaftlicher, thematischer und methodischer Kraftfelder unterläuft im Schlusskapitel, wenn die Forschungen zu Erinnerung und zu Medialität gewissermaßen als unreife Sprösslinge verkannt werden, die auf ihre Adelung zum *turn* noch warten würden.

Daran schließt sich die Frage des Ranges, der „Durchsetzungsfähigkeit“ (381) oder der Resonanz der einzelnen Wenden an. Sicher, das Buch gibt zahlreiche Hinweise darauf, dass jeder *turn* weitere Benennungen kennt und es noch andere Wenden gibt. Aber sind jene sieben die wichtigsten Wenden? Als Experiment schlage ich vor, ihre Verbreitung und ihre Rezeption in der weiteren Fachdebatte zu messen, und zwar in Publikationen, in Tagungspapieren oder den Leselisten von Seminaren, wie sie durch

3 Vgl. Christoph Conrad, Die Dynamik der Wenden. Von der neuen Sozialgeschichte zum *cultural turn*, in: Jürgen Osterhammel u. a. Hg., Wege der Gesellschaftsgeschichte, Göttingen 2006, 133–160.

„Google Scholar“ erfasst werden.⁴ Ohne Frage ein noch unfertiges Instrument, dessen einzelne Ergebnisse kaum zu gewichten sind, das aber im Vergleich eine recht robuste Rangordnung ergibt. Doris Bachmann-Medick hat zwei Marktführer in ihrer Auswahl: den *interpretive turn* mit 1.350 Erwähnungen und den *reflexive turn/literary turn* mit 1.530 Treffern.⁵ Des Weiteren ist der *spatial turn* (mit 717 Treffern) auf dem Weg nach oben; der *iconic turn* ist kein echter Hit im Englischen (191 Erwähnungen), aber wird in der deutschsprachigen Literatur gern als Anglizismus verwendet; nur wenn man *visual turn* (365) und *pictorial turn* (392 Treffer) hinzuaddiert, gewinnt man einen Eindruck von seiner Bedeutung. Verglichen damit sind der *performative* (201), der *post-colonial* (139) und vor allem der *translation(al) turn* (unter 30 Treffer) keine unter diesen Namen bekannte oder kaum etablierte *turns*. Natürlich gibt es die breite Verwendung des Konzepts Performanz (und *Performance Studies*), natürlich gibt es die reiche und lebendige Tradition der *Postcolonial Studies*, und sicher ist es interessant, mit dem der Autorin teuren *translational turn* möglicherweise⁶ eine Wende im Werden zu beobachten, aber dies alles unter die Rhetorik der Wenden zu subsumieren, erscheint mir gewagt, ja irreführend.

Vor allem sehen zumindest drei der sieben behandelten *turns* blass aus gegenüber den zwar zum Teil erwähnten, aber nicht eigens erläuterten Alternativen. Dass sowohl der *cultural turn* im Singular (6.120) als auch der *linguistic turn* (8.470) als die tatsächlichen *Mega-turns* rezipiert werden, überrascht nicht. Aber dass daneben bereits der *historic(al)* (mit 1.500 Belegen), der *constructivist* (856) oder der *pragmatic turn* (793) ihr Haupt erheben, wäre doch eine Diskussion wert gewesen. Hier werden die Kosten der weitgehenden Beschränkung des Blickfeldes auf die Literaturwissenschaft, Ethnologie und Historische Anthropologie spürbar; andere Kulturwissenschaften wie Linguistik, Soziologie, Medienwissenschaften oder die Sozial-, Politik- oder Wissenschaftsgeschichte haben sich anscheinend auch in andere Richtungen ‚gewendet‘.

Eine spannende Frage scheint mir, wie man das Phänomen der *cultural turns* selbst zum Gegenstand einer kulturwissenschaftlichen Analyse machen kann. Das Einleitungskapitel bereitet dafür den Boden gekonnt vor, aber das Schlusskapitel löst das Versprechen dann nur halbherzig ein. Doris Bachmann-Medick argumentiert überzeugend dafür, den multiformen *linguistic turn* in teils parallele, teils aufeinander folgende, methodisch und inhaltlich spezifischere Neuorientierungen auszudifferenzieren. Folgt

4 Zugriffe am 29.05. u. 06.08.2007; Benutzung des Programms „Scholar“ sowohl unter <www.google.com> als auch <www.google.de>.

5 Allerdings werden die beiden Termini in nur sieben Fällen gleichzeitig benutzt. Hinzu kommt noch der „rhetorical turn“ (mit 895 Treffern), so dass in dem betreffenden Kapitel gewissermaßen ein Dreierpack behandelt wird.

6 Unglücklicherweise ist der Begriff *Translational Studies* in der bio-medizinischen Forschung gut eingeführt, so dass Verweise darauf das Feld der Belege und Zitationen beherrschen. Die empirischen *Translation Studies* in Literaturwissenschaft und Linguistik formieren sich unabhängig davon seit den 1970er Jahren.

man diesem Modell, würde auch die ‚Wende‘ (*avant la lettre*) zur Gesellschaft und zur Sozialgeschichte in den 1960er/70er Jahren vermutlich eher als eine temporäre Verknotung verschiedener Entwicklungsstränge zu beschreiben sein, die sich schon auf ihrem Höhepunkt wieder trennen und miteinander konkurrieren. Ich teile deshalb auch die Skepsis der Autorin gegenüber Thomas Kuhns Paradigmakonzept, das immer noch recht freihändig auf die Geistes- und Sozialwissenschaften angewandt wird. Umso mehr erstaunt dann das Fazit, dass „auf einer gleichsam höheren Stufe dennoch von einer Art Paradigmenwechsel die Rede sein könnte“ (383). Diese nicht weiter erläuterte Hierarchie von konzeptuellen Neuorientierungen kommt ebenfalls in den Bezeichnungen „Meta-turn“ oder *turns* „höherer Ordnung“ zum Ausdruck, die Bachmann-Medick auf einige Wenden anwendet. Noch eine neue Produktlinie wird uns dann mit den „Bindestrich-*turns*“ (382) versprochen. Spätestens hier hat man den Eindruck, dass die Wenden-Manufaktur heiß gelaufen ist und inflationäre Wirkungen zeitigt.

So sehr das Plädoyer dieses gedankenreichen Buches für Pluralität, Öffnung und für permanente Revolution in den Kulturwissenschaften ansteckend wirkt, so sehr frage ich mich, ob es nicht ungewollt einer beliebigen ‚Wendekultur‘ Vorschub leistet. Das wäre fatal, denn im Ausblick auf die Auseinandersetzung mit den Naturwissenschaften in Gestalt etwa der Hirnforschung oder auf die gerade erst begonnene Globalisierung der Kulturwissenschaften benennt Doris Bachmann-Medick entscheidende Herausforderungen der Zukunft. Dafür braucht es in der Tat „operative Begriffe“ (384), die nicht nur den Sprechakten unserer Kolleginnen und Kollegen aufsitzen. Es braucht ferner eine Vorstellung von den Gründen für diese gesellschaftlichen, gerade nicht nur akademischen Neuorientierungen. Können wir das kulturwissenschaftliche Treiben mit den eigenen Werkzeugen erklären oder müssen wir dazu auf sogenannte „empirische Wirklichkeitsverhältnisse“ (385) Bezug nehmen, die kategorial wie ein ‚Außen‘ oder ein ‚Anderes‘ der *cultural turns* klingen? Zu solchen Fragen *beyond the turns* lädt diese suggestive Schrift ein, die vielleicht schon in wenigen Jahren nicht als Einführung, sondern als Geschichtsbuch gelesen werden kann.

Christoph Conrad, Genf

Seven t's ...

Wie kann die Dynamik der Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften ‚erzählt‘ werden, lautet die Leitfrage zu Doris Bachmann-Medicks Band „Cultural Turns“, einem anspruchsvoll informativ wie analytisch angelegten Handbuch. Seine Lektüre ist, dies sei vorweggenommen, trocken. Ich bleibe im Folgenden dicht am Text, umreiße Inhalt und Aufbau und diskutiere anschließend den Status von Geschlechterforschung/feministischer Theorie in der Struktur des Buches.

Eine Vielzahl an *cultural turns*, so argumentiert die Autorin, prägte die Kulturwissenschaften in den vergangenen Jahrzehnten. Ausgegangen werden könne nicht von einem einzigen großen *cultural turn*, einer ‚Mega‘-Wende im Sinne eines gleichsam kopernikanischen Paradigmenwechsels. Vielmehr bauten viele *turns*, von denen einige zu „turns“ wurden, auf dem „linguistic turn“ im Gefolge von Richard Rortys gleichnamiger Publikation von 1967 auf, entwickelten ihn in verschiedene Richtungen fort, vollzogen dabei wohl auch Kehrt- oder Seitenwenden. Habe zunächst die Kulturanthropologie als Wegweiserin der Wenden fungiert, also des *interpretive*, des *performative*, des *reflexive turn*, so wechselte schließlich die „Leitdisziplin“ zur Literaturwissenschaft (*postcolonial turn*), zur Geografie (*spatial turn*) und zur Bildwissenschaft (*iconic/pictorial turn*).

„[W]ann wird ein turn zum *turn*?“ (26) Als zentrales Charakteristikum von Kulturwissenschaften müsse eine „fächerüberspannende Orientierung“ (12) bei gleichzeitiger Verankerung in Einzeldisziplinen gelten. Nicht bestimmte Themenstellungen bewiesen die innovative Perspektive, sondern übergreifende methodische Ansätze mitsamt ihrer Rückbindung ins jeweilige Fach, und aus diesem Blickwinkel der neuen „Methoden“ seien die Veränderungen kulturtheoretischer Ansätze zu diskutieren. Ausdrücklich verwirft die Autorin damit etwa den themenorientierten Zugang in Ute Daniels „Kompendium Kulturgeschichte“ (2001) oder Andreas Reckwitz’ Darstellung entlang von AutorInnen und ‚Schulen‘ (Die Transformation der Kulturtheorien, 2000). Ein *turn* werde eben dann und nur dann zum „*turn*“, „wenn der neue Forschungsfokus von der Gegenstandsebene neuartiger Untersuchungsfelder auf die Ebene von Analysekategorien und Konzepten ‚umschlägt‘ ..., wenn er selbst zum Erkenntnismittel und -medium wird.“ (26)

Sieben *t's* (diese Abkürzung sei mir, nicht zuletzt um der LeserInnenfreundlichkeit willen, im Folgenden gestattet) hat Bachmann-Medick ausgewählt: den *interpretive t* mit dem Fokus auf ‚Kultur als Text‘; den *performative t*, mit dem Materialität und Austauschprozesse in die Analyse zurückkehrten; den *reflexive t*, der die kritische Selbstreflexion der Schreibpraxen der Disziplinen einforderte; den *postcolonial t*, bei dem es erstmalig um globale Verortungen und Kritik an hegemonialen Wissenssystemen im internationalen Maßstab gehe; den *translational t*, zu dessen zentraler Begrifflichkeit „Identität“, „Migration“, „Exil“ gehörten; den *spatial t*, der auf der Basis der „Erfahrung globaler Enträumlichung“ an einem kritischen *Re-Mapping* arbeite; und schließlich den *iconic/pictorial t*, dem mit seiner Frage nach (gesellschaftlicher und historischer) Erkenntnis durch Bilder der Übersprung von der einzeldisziplinären Ausrichtung auf die Ebene einer umfassenderen Analysekategorie gelungen sei.

Gemeinsamkeiten dieser *t's* bestünden insbesondere darin, dass sie Prozesse eher denn „Seinsbehauptungen“ betonten, dass sie zu „sozialen Handlungs- und Wirklichkeitsbezügen“ ebenso wie zu „interkulturellen Grenzüberschreitungen“ hinführten, dass sie die „Einsicht in Sprach- und Diskursvermittlung aller Zugänge zur Wirklichkeit“ vorantrieben, Dichotomien ablehnten und Essenzialisierungen verwürfen (382).

Was die Politikrelevanz der *cultural turns* und der Kulturwissenschaften insgesamt betreffe, so sollten und könnten diese, wie die Autorin mehrfach betont, sichtbar machen, inwiefern eine Diskursivierung ‚politischer‘ Auseinandersetzungen als ‚kultureller‘ problematisch ist. Zudem müsse es generell darum gehen, „operative Begriffe“ zu entwickeln, die in soziale und politische Verhältnisse eingreifen. Dies gelte insbesondere für die Notwendigkeit, das Ökonomische in den Kulturbegriff zurückzuholen (oder zu übersetzen), und für die Herausforderung an die Kulturwissenschaften, die Übersetzung (oder Unübersetzbarkeiten) zwischen religiösen und kulturellen Äußerungsformen zum Thema zu machen.

Abschließend stellt Bachmann-Medick die These auf, für die nähere Zukunft stünden zwei „Mega-Turns“ an, Neuorientierungen auf einer den vielzähligen *turns* übergeordneten Metaebene also, die geeignet seien, grundsätzliche Wenden der Kulturwissenschaften insgesamt und nicht nur ‚interne‘ *t's* herbeizuführen. Dies betreffe zum einen den *neurobiological t*. Hier seien Kulturwissenschaften gefordert, sich „selbstbewusst und übersetzungsbereit in Grenz- und Überschneidungszonen mit den Naturwissenschaften einzubringen“ (395). Beim anderen handle es sich um den *global t*, um eine Durchkreuzung „des weitgehend europäisch verankerten kulturwissenschaftlichen Beschreibungssystems selbst“.

Die bisher skizzierten Analysen im Einleitungs- und Schlusskapitel umrahmen den handbuchähnlicheren Teil, der jeden *t* detaillierter darstellt. Diese Darstellungen beginnen jeweils mit einem *Abstract* zum Begriff, diskutieren dann Entstehungskontext und Herausbildung des jeweiligen *t's*, präsentieren zentrale Begriffe, spezifische Problemstellungen, methodische Ansätze dieses *t's* und Ähnliches, konkretisieren schließlich die Ausformung des *t* in einzelnen Disziplinen und formulieren zumeist auch Kritikpunkte. Eine Auswahlbibliografie schließt jedes dieser Kapitel ab.

... und kein *t* in ‚Feminismus‘

Welchen Status räumt die Autorin nun aber feministischen Theorien und Geschlechterstudien ein? Gender wolle sie nicht in einen eigenen „gender turn“ „abschieben“ (43), vielmehr seien an jeden *turn* Fragen nach den Geschlechterbeziehungen zu richten. Das klingt vielversprechend. Tatsächlich werden „Genderstudies“ (in dieser Schreibweise) durchgängig im jeweiligen Unterkapitel zum „*t* in einzelnen Disziplinen“ – also als kulturwissenschaftliche Einzeldisziplin – angesprochen. Hier erhalten die LeserInnen knappe Stichworte dazu, welchen Beitrag die *Genderstudies* zum besprochenen *t* geleistet haben beziehungsweise wie sie ihn disziplinär konkretisieren.

Der *interpretive t* in seiner Aneignung wie auch in seiner Mitgestaltung durch die Disziplin der *Genderstudies* bedeute, dass Geschlechterforschung die Textualität von Geschlecht sichtbar zu machen wusste. *Genderstudies* erwiesen, „dass Sprache und Texte die geschlechtliche Realität zu weiten Teilen überhaupt erst entwerfen und schaffen“ (88).

Zum *performative t* zählt selbstverständlich „die bekannte Performativitätstheorie von Judith Butler“. „Die performative Gendertheorie hat der kulturwissenschaftlichen Identitätskritik einen besonderen Schub gegeben. Denn sie hat gezeigt, wie die für stabil gehaltene (Geschlechts-)Identität‘ durch Handeln, durch Wiederholungsakte, durch Einnehmen von Rollen und Zitieren von Geschlechternormen ... zu Identitätsspielräumen und multiplen Identitäten aufgebrochen wird.“ (127)

Der *reflexive/literary t* ist der einzige, bei dem Gender nicht unter „Disziplinen“, sondern unter „Kritikpunkten“ zum Thema wird. Anthropologinnen waren ja gegen James Cliffords Diktum in „Writing Culture“ (1986) Sturm gelaufen, feministische Wissenschaftlerinnen seien eher an feministischen Inhalten denn an einer Kritik an der Form ihrer textuellen Verfasstheit interessiert. In der Tat stellten erst feministische Analysen die hierarchische Formierung binärer Konstellationen wie Eigenes/Fremdes, Original/Kopie heraus, und die Theoretisierung von *representation* als Darstellung und stellvertretendes Sprechen entstammt ja, mit Gayatri Chakravorty Spivaks Texten, einer Genderperspektive.

Zum *postcolonial t* in der Disziplin der Geschlechterforschung gehören die Autorinnen und Thesen des *Black* und *Third World Feminism* (bell hooks, Chandra Mohanty, Rey Chow, Trinh Minh-Hà). Eigentlich zögen *Gender Studies* und der *postcolonial t* ganz „am gleichen Strang“: „historisch gesehen an der Feststellung einer Schlüsselallianz zwischen Gender und Imperialismus in Bezug auf die Marginalisierung des/der ‚Anderen‘, epistemologisch gesehen im Bemühen um die Aufhebung von Dichotomien und binären Systemen“ (219).

Ein wesentlicher Beitrag der *Gender Studies* zum *translational t* wiederum bestehe in der Verdeutlichung der „Modellierung durch Sprache als (patriarchalisches) Herrschaftsinstrument“. Die Übersetzungsperspektive begreife „Frauen und Migranten als ‚translated beings‘“ und bilde zugleich die „Basis für neue Formen kultureller Kreativität“ (265).

Was den *spatial t* betrifft, so beziehe Geschlechterforschung sich generell stark auf „konkrete Raumorganisation, -symbolisierung und -codierung“ und arbeite zu „gendered spaces“ wichtige Fragestellungen aus; zudem verwende der „Genderdiskurs selbst“ in großem Ausmaß räumliche Metaphoriken (315).

Der *iconic turn* wiederum gelange da in die *Gender Studies*, wo es um „Bild-Verkörperung“ gehe, da Geschlecht ja als zentrale Körper- und somit Bildkategorie konzipiert sei. Generell gelte, dass „Wahrnehmungskategorien des Sehens, des Blicks und des Betrachtetwerdens ... – wie sich angesichts des Weiblichen als Objekt männlicher Blicke zeigen lässt – ohne geschlechtsspezifische Untersuchungen nicht auskommen.“ (359)

Überzeugt Bachmann-Medicks Situierung von Gender, und was folgt aus ihr? Meines Erachtens gilt, dass die Perspektive einer (feministischen und *queeren*) Kritik der Geschlechterverhältnisse mitsamt ihren epistemologischen, methodischen, auch disziplinspezifischen Konsequenzen durchaus als historische Neuorientierung in den Kulturwissenschaften (und gewiss nicht nur in diesen) definiert werden kann. Eine Benennung

als *gender turn* schiene mir nicht abwegiger als viele der anderen *turns*, die der Band über die sieben ausgewählten hinaus auflistet (ad libitum: *mnemonic, medial, ethical, historic, digital, social, practice, experiential t ...*). Bachmann-Medicks Verschiebung, eigentlich Reduktion der *Gender Studies* von einem „turn“ auf eine „Einzeldisziplin“ scheint mir nicht überzeugend begründet und hat Schwächen. Abgesehen davon, dass es im Buch keine klare Begriffsbestimmung von „feministischen“ Ansätzen im Verhältnis zu „Genderstudies“ gibt, gesteht die Autorin den *Gender Studies* (und/oder den feministischen Theorien) offensichtlich nicht das – gar realisierte – Potenzial einer „Leitdisziplin“ zu, die als Initiatorin eines eigenen *turns* gelten könnte. Das bedeutet, dass denn auch „Wenden“ innerhalb der feministischen Forschungen und der Geschlechtertheorien bei Bachmann-Medick keine Chance haben, in ihrem ‚Übersprung‘ auf transdisziplinäre „Analysekategorien und Konzepte“ wahrgenommen zu werden. Meines Erachtens könnte insbesondere für einen *queer turn* im Sinne einer solchen transdisziplinären Neuorientierung auf der Ebene von Methoden und analytischen Fragestellungen durchaus argumentiert werden. Aber außer im knappen Verweis auf Judith Butler gibt es kein *queering* in diesem Band. Ebenso wenig finden sich Reflexionen zum Status von Sexualität als kulturwissenschaftlich relevante, de- und rekonstruierte Ordnungskategorie, die sich mit den bekannten *t's* verquickt(e) und mit ihnen neu begreifbar wurde.

Bei all der unglaublich dichten, breiten und durchgängig souveränen Bezugnahme auf – wie es beim Lesen manchmal scheint – ‚alles‘, was in den letzten rund dreißig Jahren an Theorien im Bereich der Human-, Geistes- und Sozialwissenschaften entwickelt, diskutiert und verworfen wurde, bei aller eindrucksvollen Sachkundigkeit und höchst schätzenswerten Brauchbarkeit als eine Art Kompass durch die Wirren der Wenden und deren kaum enden wollende Textproduktionen: Kritische Fragen an Bachmann-Medicks „Cultural Turns“ bleiben offen. Als grundsätzlichsie wohl, dass sie nirgendwo klar legt, was Kulturwissenschaften ‚vor‘ den *turns* waren. Entsteht denn das, was (im deutschsprachigen Raum) Kulturwissenschaften „als Modernisierungsschiffre“ (8) ausmacht, nicht überhaupt erst mit jenen Fragestellungen, Publikationen und disziplinären (Re-)Strukturierungen, die hier als *turns* reflektiert werden? Ein weiterer Kritikpunkt bezieht sich auf die Auswahl der sieben *t's*, die tentativ bleibt und nicht in jedem Fall gleichermaßen überzeugt. Meines Erachtens betrifft dies insbesondere den *postcolonial t*. Liegt postkoloniale Theoriebildung denn nicht – hierin vergleichbar mit *Gender* sowie *Queer Studies* und feministischen Ansätzen – auf einer anderen erkenntniskritischen Dimension denn die *linguistic* oder *pictorial t's*? Dass schließlich dieser Band (notwendig polyphone und plurale) Epistemologiegeschichten der feministischen Theoriebildungen und der *Gender Studies*, der *turns* und Kontroversen in den feministischen Wissenschaften und ihrer Funkenschläge nicht leistet, kann als Anstoß aufgefasst werden, das Aus-Stehen dieser Geschichte/n selbst zu reflektieren. Möglichst in einer Schreibbewegung, die eine Spur sprühender verfährt.

Coming to terms with turns in rather „queer times“: Wozu dienen die cultural turns?

Mit dem Einzug poststrukturalistischer Theorien in die feministische Geschichtswissenschaft zeichnete sich nicht nur ein epistemologischer Wandel innerhalb der Theoriebildung ab, sondern es drohte auch eine politische Fragmentierung, denn ein weiterer Schritt in Richtung Entpolitisierung der Frauenforschung wurde befürchtet. Was heute fast selbstverständlich erscheint, mutete damals als eine radikale Verschiebung an: Der Weg von der Frauengeschichte, die ihren Erkenntnisgegenstand a priori zu kennen glaubte, hin zu einem Verständnis dieses Gegenstandes als eines diskursiv konstruierten und der Analyse von Geschlecht als Teil symbolischer, politischer und sozialer Ordnung. Unter dem nachhaltigen Einfluss des *linguistic turn* hat seither die Annahme der kulturellen Konstruktion von Geschlechterunterschieden innerhalb der Geschlechtergeschichte eine prominente (wenn auch nicht unumstrittene) Stellung eingenommen.

Seit dieser linguistischen Wende jagen sich in immer schnellerer Abfolge weitere sogenannte *cultural turns*. In ihrem Band beleuchtet die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Doris Bachmann-Medick ausgewählte Wenden – den *interpretive, performative, reflexive/literary, postcolonial, translational, spatial* und den *iconic turn* – hinsichtlich ihrer operativen Zugänge und Konzepte sowie ihrer Analysekategorien. Kulturwissenschaftliche Forschungswenden zeichnen sich, nach der Definition von Doris Bachmann-Medick, durch ihre Interdisziplinarität, aber auch durch ein eigenes, innovatives Vokabular aus, das neue analytische Perspektiven eröffnet. Von einem *turn* ist erst dann die Rede, wenn der Fokus der Forschung von der Gegenstandsebene neuartiger Untersuchungsfelder auf die Ebene von Analyse kategorien und Konzepten umschlägt.

Die *Gender Studies* im Allgemeinen mögen einerseits als paradigmatische Disziplin für eine dynamische Aneignung derartiger definierter Wenden, aber auch ihrer systematischen Weiterentwicklung dienen. Andererseits drängt sich angesichts der Definition der Autorin die Frage auf, warum sie nicht auch von einem *gender turn* spricht. Wenn gleich Doris Bachmann-Medick zu Recht behauptet, dass bei kulturwissenschaftlicher Theoriebildung noch immer eine Tendenz zur „Geschlechtsblindheit“ herrscht, muss dies zu Beginn des 21. Jahrhunderts zugleich relativiert werden, haben doch mittlerweile die im Umfeld der *Gender Studies* entstandenen, innovativen und wegweisenden Theoriebildungen und Untersuchungen andere Disziplinen bereichert, ebenso wie in diesem Prozess eigenständige Analyse kategorien entstanden sind. Die Bedeutung, welche die Kategorie Geschlecht in den aktuellen Theoriedebatten einnimmt, hat einen langen historischen Vorlauf: Die akademische Frauenforschung der 1960er und 1970er Jahre thematisierte zunächst die gesellschaftliche Diskriminierung der Frauen und führte Geschlecht als Kategorie für die Analyse des gesellschaftlichen Lebens, sozialer Räume und der Teilhabe an der politischen Macht ebenso wie der Verteilung ökonomischer Ressourcen ein. Die Ansätze der 1980er und 1990er Jahre hinterfragten im Rückgriff

auf den Poststrukturalismus unter anderem die vermeintlich natürliche Zweigeschlechtlichkeit, die einem biologistischen Rahmen verhaftet blieb.

Die für die Kulturwissenschaften charakteristischen Grenzüberschreitungen und Neuorientierungen sollen hier beispielhaft an der *Queer Theory* aufgezeigt werden. Während die *Queer Studies* eigene Analysekategorien hervorgebracht haben, sind sie ebenso von anderen *turns* beeinflusst worden und können trotz ihrer eigenständigen Entwicklung als wichtiger Teil der Geschlechterforschung verstanden werden.⁷ Lange Zeit in ihrer epistemologischen Radikalität unbeachtet geblieben, hat sich die *Queer Theory* zumindest anfangs selbst von feministischen Theorien und deren heteronormativem (und folglich für eine Analyse von Sexualität ungeeigneten) Verständnis von Gender abgewandt. Während Judith Butler in „Gender Trouble“ bereits die Einsicht formuliert hatte, dass die Herausbildung einer geschlechtlichen Identität als „Effekt einer regulierenden Praxis“ – nämlich der „Zwangsheterosexualität“ – verstanden werden müsse und somit Geschlecht innerhalb einer „heterosexuellen Matrix“ hervorgebracht werde, hat sie in ihrem Essay „Critically Queer“ in „Bodies That Matter“ die Aufmerksamkeit auf die Kontingenz des Begriffes gelenkt und davor gewarnt, *queer* als fest umrissene Identitätskategorie aufzufassen oder zu verwenden.⁸ Ausgehend von der Annahme, dass die Zwei-Geschlechter-Ordnung und das Regime der Heterosexualität sich wechselseitig bedingen und stabilisieren, besteht eine der Hauptleistungen der *Queer Theory* in der Analyse der Heteronormativität als ein Machtregime, das „eine Matrix von hegemonialen und minoritären sozio-sexuellen Subjektpositionen“ produziert. Dabei fokussiert sie die Aufmerksamkeit vor allem auf Prozesse der Normalisierung als eines „site of social violence“.⁹

Seit den 1990er Jahren stellen die Theoretisierung divergierender Sexualitäten durch die *Queer Theory* und die Analyse von *race* und Ethnizität seitens der *Postcolonial Studies* und *Critical Race Theory* Entwicklungen innerhalb der kritischen Kulturtheorie dar, die für die *Gender Studies* eine wichtige Rolle spielen.¹⁰ Aus den wechselseitigen theoretischen Beeinflussungen und ‚re-writings‘ folgten (politische) Interventionen, wenn etwa danach gefragt wurde, welche Bedeutung es für Gesellschaften hat, dass diese sich über das System der heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit organisieren. Erweitert um

7 Vgl. Andrea Maihofer, Von der Frauen- zur Geschlechterforschung – modischer Trend oder bedeutender Perspektivenwechsel?, in: Peter Döge u. a. Hg., Schaustelle Gender: Aktuelle Beiträge sozialwissenschaftlicher Geschlechterforschung, Bielefeld 2004, 11–28.

8 Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M. 1991, 63; dies., Körper von Gewicht, Berlin 1995, 293–319.

9 Vgl. David L. Eng, Judith Halberstam u. José Esteban Muñoz Hg., What’s Queer about Queer Studies Now?, *Social Text*, special issue, 84, 5 (2005); Sabine Hark, Queer Studies, in: Christina von Braun u. Inge Stephan Hg., *Gender@Wissen: Ein Handbuch der Gender-Theorien*, Köln/Weimar/Wien 2005, 285–303.

10 Vgl. Philipp Brian Harper, Anne McClintock, José Esteban Muñoz u. Trish Rosen Hg., Queer Transcursions of Race, Nation, and Gender: An Introduction, in: *Social Text*, 52, 3 (1997), 1–4, 1.

die Kritik an den rassifizierten Vorstellungen eines universalisierten Heteropatriarchats betrifft dies unweigerlich auch Fragen von *citizenship*, Immigration, Terrorismus oder Neoliberalismus, die wiederum zu aktuellen Themen wie dem „war on terrorism“ unter George W. Bush führen. Jasbir Puar etwa thematisiert in ihrem Essay „Queer Times, Queer Assemblages“ die vergeschlechtlichten, rassifizierten, sexualisierten und nationalisierten Diskurse des „counterterrorism“ unter der Bush- Regierung und macht deutlich, wie sehr diese durchzogen sind von einer Produktion von „patriot bodies that cohere against and through queer terrorist corporealities“.¹¹ Sie analysiert die Diskurse der *queerness* auf ihre fragwürdigen Konzeptualisierungen von „queer corporealities“, die vor diesem Hintergrund vor allem über Vorstellungen „muslimischer Sexualitäten“ entstehen und letztlich einem Diskurs des amerikanischen Exzeptionalismus dienen. Als Bilder von Folterskandalen in Abu Ghraib um die Welt gingen, wurde deutlich, dass Sexualität in der geopolitischen Produktion des amerikanischen Exzeptionalismus eine prominente Rolle spielt. Innerhalb der amerikanischen *gay*-Presse wurden die Vorfälle der zu ‚homosexuellen Handlungen‘ gezwungenen Inhaftierten, so eine der Interpretationsweisen, als schlagender Beweis für die Homophobie innerhalb der US-amerikanischen Streitkräfte gewertet – ohne allerdings den damit verknüpften Rassismus zu beachten. Problematischer aber, so Jasbir Puar, war deren Begründung für die Wirksamkeit der sexuellen Folter: der tabuisierte, ungesetzliche und verleugnete Status der Homosexualität im Irak und dem Nahen Osten, auf dem das amerikanische Folterregime basierte, und die damit implizierten stereotypen Vorstellungen einer (in sich undifferenzierten) arabischen/muslimischen/islamischen kulturellen Differenz – oder anders ausgedrückt: einer hier in spezifischer Weise „orientalisierten“ Vorstellung „muslimischer Sexualität“. Durch die homogenisierende Repräsentation einer muslimischen sexuellen Unterdrückung der Homosexualität wurde die USA im Gegenzug als frei von solchen Zwängen und als „tolerant“ stilisiert. Der Orient symbolisiert in derartigen Vorstellungen einen Raum der Unterdrückung und Perversion. Als stark verkürztes Beispiel deutet dies auf eine Möglichkeit hin, wie *queere* Ansätze – auch über die Aneignung und Ausdifferenzierung der Konzepte verschiedener *turns* (bei Jasbir Puar unter anderem die *Postcolonial Theory* und der Orientalismus) – zu aktuellen gesellschaftspolitischen Prozessen Stellung nehmen. Wenn Doris Bachmann-Medick den Durchbruch des *postcolonial turns* in den Kulturwissenschaften in seiner „grundsätzlichen Kritik an der modernen Wissensordnung und am universalisierenden Herrschaftsdiskurs des westlichen Rationalismus“ sieht, so kann man frappante Ähnlichkeiten zu den im Umfeld der *Gender Studies* stehenden Ansätzen erkennen: Eine grundsätzliche Kritik an dem universalisierenden – und patriarchalen – Herrschaftsdiskurs äußert sich vor allem darin, wie die Beziehung zwischen Wissens- und Geschlechtsordnung unter dem Zeichen der Dichotomie Natur/Kultur oder Geist/Körper oder eben auch Frau/

11 Jasbir K. Puar, Queer Times, Queer Assemblages, in: Eng/Halberstam/Muñoz, Queer, wie Anm. 9, 121–140, 121.

Mann stand und steht. Beide, die *Gender* und *Postcolonial Studies*, beleuchten die diskursprägende Gewalt hegemonialer Kulturen, beide haben Analysekategorien entwickelt, mit denen die oftmals problematische Konstruktion des ‚Anderen‘ untersucht werden kann. Wäre es also in diesem Sinne – wenn man schon von *turns* spricht – nicht gerechtfertigt, von einem *gender turn* auszugehen?

„The war on terror“, schreibt Jasbir Puar, „is an assemblage hooked into an array of enduring modernist paradigms (civilizing teleologies, orientalisms, xenophobia, militarization, border anxieties) and postmodern eruptions (suicide bombers, biometric surveillance strategies, emergent corporealities, counterterrorism gone overboard).“ „Queer times“, führt sie weiter aus, bedürften umso *queerer* Analyseinstrumentarien.¹² Die direkte Kulturbegegnung und interkulturelle Auseinandersetzung, so betont Doris Bachmann-Medick in ihrem Buch, wird immer mehr zum Ausgangspunkt für die Entwicklung kulturwissenschaftlicher Theorieansätze und Forschungsperspektiven. Beim Zusammenwirken der Kulturwissenschaften mit außeruniversitären gesellschaftlichen Prozessen und Akteuren ist auch die Geschlechtergeschichte in „queeren Zeiten“ aufgerufen, diese Herausforderung anzunehmen. Auf das Beispiel des ‚Terrorismus‘ bezogen, könnte das etwa bedeuten, die oftmals homogenisierenden und auf ein postmodernes Phänomen reduzierten Repräsentationen kritisch zu hinterfragen und den Kontinuitäten und Unterschieden in historisch vielfältigen Oppositions- und ‚Terrorgruppen‘ nachzugehen: Worin besteht etwa der Unterschied zwischen der Opposition und den Gewaltformen der *Rote Armee Fraktion* oder der *Roten Brigaden* der 1970er Jahre im Vergleich zu heutigen Bewegungen? Und haben Frauen in diesen Bewegungen deshalb zugleich Faszination und Irritation ausgelöst, weil ‚Terror‘ historisch männlich konnotiert war? Auf der Grundlage historischer Forschung muss aber auch allgemein danach gefragt werden, wer zu verschiedenen Zeiten und in unterschiedlichen sozialen Beziehungen und Machtverhältnissen zur Gesellschaft gehört. Wer wird außerhalb gesellschaftlicher Normen und Normativität verortet? Wie hängen diese Normen und Normativitäten mit Vorstellungen heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit zusammen? Wie verändern sich kolonialistische und orientalistische Imaginationen und welche Auswirkungen haben sie auf gegenwärtige Gesellschaften? Dies sind nur einige Fragen, die ohne einen Blick auf die Konkretheit kultureller Ausprägungen, einer Aufmerksamkeit für die Komplexität sozialer Wirklichkeiten und das widerspenstige Partikulare in Vergangenheit und Gegenwart kaum beantwortet werden können. Die *cultural turns* im Sinne eines kritischen Instrumentariums erweisen sich dabei als unverzichtbar.

Barbara Lüthi, Basel

Kultur und Gesellschaft. Für eine andere Kulturwissenschaft

„Cultural Turns“ bietet einen in viele Disziplinen ausgreifenden und dichten Überblick zentraler Positionen, die seit den 1970er Jahren in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften vorgelegt wurden und als „kulturwissenschaftlich“ verhandelt werden. Geordnet in sieben „turns“ (*interpretive, performative, reflexivelliterary, postcolonial, translational, spatial, iconic*) spannt Doris Bachmann-Medick Beiträge vor allem aus der Literaturwissenschaft, *Cultural Anthropology*, Kunstgeschichte/Bildwissenschaft zusammen und bietet so eine informative Synthese. Dabei identifiziert sie eine Abfolge von „Leitdisziplinen“ – unter anderen die (kulturanthropologische) Ethnologie, die Literaturwissenschaft oder die *Translation Studies* – welche die von ihr identifizierten *turns* initiierten, anführten und trugen. In Abgrenzung gegen den Begriff des „Paradigmas“, den sie zu sehr innerdisziplinärer Logik verhaftet sieht (16), und in Kritik an dessen Einheitlichkeitssemantik und Fortschrittsmetaphorik definiert sie *turns* oder „Wenden“ als kleinteiligere und parallel laufende Entwicklungen, die „neuen Sichtweisen und Herangehensweisen zum Durchbruch [verhelfen]“ (17). Maßgeblich hierfür ist das durch einen *turn* beigesteuerte „eigene, innovative Vokabular“ (19) und die mit ihm verbundenen „systematischen Leitvorstellungen“, die, so Bachmann-Medick, für das „Übersetzen“ in einzelne Disziplinen wie zur Transzendierung disziplinärer Grenzen taugen. Schließlich zeichnen sich „turns“ aus durch einen „konzeptionellen Sprung“ (382), der aus dem „Umschlag vom Untersuchungsgegenstand zur Analysekategorie“ besteht (25ff). Ein *turn* mündet in die „Metaphorisierung“ solcher neuen Analysekategorien, wobei hieraus die Gefahr erwachsen kann, dass sich der *turn* als semantische „Überschwemmung“ (27) verselbständigt und Innovation durch Jargonbildung verdrängt wird. Als den „Angelpunkt“ aller „cultural turns“ veranschlagt Bachmann-Medick die Dekonstruktion, also die „Einsicht in die Sprach- und Diskursvermittlung aller Wirklichkeitszugänge“, die „jegliche Authentizitätsbehauptungen problematisch“ macht und „das Gemachte und Konstruierte von Erfahrung, Geschichte, Geschlecht, Identität und Kultur“ als Prämisse setzt (383).

Von vielen ähnlichen neueren Bänden zur Kulturwissenschaft unterscheidet sich diese Zusammenschau durch die Rezeption der Ethnologie (genauer: der *Cultural Anthropology*) sowie der sonst meist völlig ignorierten Nachfolgefächer der Volkskunde. Gleichwohl habe ich drei zentrale Einwände, die ich etwas ausführlicher darlegen möchte:

1. Welche ethnologischen, historischen und sozialwissenschaftlichen Forschungen gelten als ‚kulturwissenschaftlich‘?

Die erschöpfende und fundierte Präsentation der in sieben *turns* strukturierten Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften mag auf den ersten Blick den Eindruck erwecken, dass es sich um eine umfassende Übersicht handelt. Das trifft jedoch nicht

zu. Doris Bachmann-Medick wählte ein inhaltlich genau profiliertes Segment aus. Es sind fast ausschließlich diejenigen Beiträge, die nur mehr von Kultur und nicht mehr – oder zumindest weniger – von Gesellschaft sprechen. Der Vorwurf des „Kulturalismus“¹³ einer solchen Perspektive wird von ihr zwar mehrfach aufgegriffen und führt zur abschließenden Forderung nach einer „noch dezidiierteren Rückholung des Sozialen und Ökonomischen in den Kulturbegriff“ (384). Allerdings geschieht dies meist ohne Belege und Literaturverweise.¹⁴ Diese Leerstelle ergibt sich unter anderem aus der erklärten Reduktion der Ethnologie auf die *Cultural Anthropology* US-amerikanischer Provenienz, und zwar vor allem diejenige von oder in Bezug zu Clifford Geertz. Als weitere ethnologische Tradition nennt Bachmann-Medick lediglich die „deutschsprachige ... philosophisch begründete Anthropologie“; die insbesondere von der britischen Sozialanthropologie vorgebrachte Kritik gerade am interpretativen Ansatz Clifford Geertz' wird jedoch nicht diskutiert.¹⁵ Ebenfalls auffällig ist das völlige Ignorieren der kulturtheoretisch erweiterten Sozialgeschichte, welche die Kulturtheorie Pierre Bourdieus rezipiert hat, um nicht in den „Kulturalismus“ zu kippen.¹⁶ Soziologische, historische und politikwissenschaftliche Arbeiten auf der Grundlage der Bourdieuschen Kulturtheorie (unter anderem Michael Vester, Karl H. Hörning) werden allerdings (nicht nur von Bachmann-Medick) bezeichnenderweise nicht als Beiträge zu kulturwissenschaftlichen Debatten gelesen. Bachmann-Medick handelt Bourdieu unter „französische Diskussion“ mit Kalibern wie der gesamten *Annales*-Schule auf knapp einer Seite ab, weil sie „nicht primär an turns orientiert ist“, und wegen der für Frankreich typischen „enge[n] Verschränkung der Kulturwissenschaften mit den Sozialwissenschaften“ (!) (33) – weil es also, so lese ich dieses Argument kritisch, in diesem Fall nicht möglich ist, eine „kulturwissenschaftliche Wende“ ohne Bezug zur Kategorie *Gesellschaft* zu hypostasieren. Auf diese Weise aber verdoppelt die von der Autorin getroffene Auswahl hegemoniale Diskursbedingungen und ausgetretene Pfade in den gegenwärtigen Kulturwissenschaften. *Kultur* von *Gesellschaft* zu isolieren, ist keine wissenschaftliche „Neuorientierung“, sondern eines der Hauptmerkmale des alltagsspontanen bürgerlichen Kulturbegriffs, der vielfach dekonstruiert worden ist.¹⁷ Gegen einen solchen Kulturbegriff

13 Vgl. den frühen Text von Wolfgang Kaschuba, Kulturalismus. Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs, in: Berliner Journal für Soziologie, 2 (1994), 179–192.

14 Ausnahme: die materialistische Kritik von Benita Parry u. Aijaz Ahmad (220).

15 Vgl. nur z. B. Adam Kupers Kritik: Alternative Histories of British Social Anthropology, in: Social Anthropology, 13, 1 (2005), 47–64, oder die Einwände von Unni Wikan (die wie Geertz Feldforschung auf Bali gemacht hat), Culture: A New Concept of Race, in: Social Anthropology, 7, 1 (1999), 57–64.

16 Ähnliches gilt für die kaum berücksichtigen britischen *Cultural Studies*, vor allem deren Gramsci-Rezeption, die ebenfalls einem von Gesellschaft isolierten Kulturbegriff entgegensteht.

17 Als Klassiker: Herbert Marcuse, Über den affirmativen Charakter der Kultur, in: ders., Kultur und Gesellschaft I, Frankfurt a. M. 1965, 56–101.

wurden Einwände formuliert,¹⁸ die in dieser Zusammenschau jedoch fehlen, obwohl Bachmann-Medick, wie erwähnt, das „Wiederaufleben der materiell-ökonomischen und sozialen ‚Kehrseite‘ mitten im kulturwissenschaftlichen Diskurs“ (14) aufgreift und befürwortet. Allerdings ist zu hoffen, dass diese nicht in einen „economical turn“ (385) münden, sondern als postdekonstruktivistische und neomaterialistische Ansätze weiter theoretisch und empirisch debattiert und entwickelt werden.¹⁹

2. ‚Kritik‘ als Eigenschaft der Kulturwissenschaften?

Die Nicht-Rezeption von Kritik vor allem an der *Cultural Anthropology* hat ihre Entsprechung in einer von Bachmann-Medick mit dem kulturwissenschaftlichen Mainstream geteilten Vorstellung von ‚Kritik‘ und ‚Reflexivität‘ als genuinen Eigenschaften einer kulturwissenschaftlichen Perspektive, wenn sie etwa von der „Tendenz der Kulturwissenschaften zum Pluralismus, gepaart mit kritischer Selbstreflexion“ (9), oder pauschal von den „kritischen Kulturwissenschaften“ (47) oder den „zukunftsffenen Kulturwissenschaften“ (385) schreibt. Eine solche Eingemeindung von ‚Kritik‘ ist eine klassische Strategie der Hegemonie. Es wird eine Aufgabe der späteren Wissenschaftsgeschichte und -soziologie sein, diese häufig anzutreffende emphatische Selbstbeschreibung ‚der Kulturwissenschaften‘ auf den gesellschaftlichen Ort des betreffenden wissenschaftlichen Personals zu beziehen. Schon jetzt kann vermutet werden, dass sie nicht als Teil einer kulturwissenschaftlichen Methodologie Bestand haben wird, sondern erkennbar werden wird als milieuspezifisches kulturelles Ideal bestimmter bildungsbürgerlicher Klassenfraktionen.

3. Was ist mit der Kategorie ‚Geschlecht‘?

Die Einsichten der älteren Frauenforschung sowie der *Gender Studies* und *Queer Studies* sind in dem Band qualitativ und quantitativ nicht angemessen berücksichtigt. Die Kategorie ‚Geschlecht‘ entspricht eigentlich genau Bachmann-Medicks Definition für

¹⁸ Etwa von Seiten der Sozialanthropologie wiederholt von Chris Hann – jüngst z. B.: Weder nach dem Revolver noch nach dem Scheckbuch, sondern nach dem Rotstift greifen: Plädoyer eines Ethnologen für die Abschaffung des Kulturbegriffs, in: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, 1 (2007), 125–134, wobei die Extremposition Hanns, wohl v. a. aus dem Bedarf an Provokation resultiert. Von Seiten der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte aktuell z. B. die Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 94, 2 (2007) zu „Kultur in der Wirtschaftsgeschichte“.

¹⁹ Als ethnologischen Beitrag für eine postdekonstruktivistische Neuausrichtung kulturanthropologischer Perspektiven vgl. insbes. Thomas Hauschild, *Magie und Macht in Italien. Über Frauenzauber, Kirche und Politik*, Gifkendorf 2002.

einen *turn*: Ein Untersuchungsgegenstand, der nach der Dekonstruktion (auch) zum Analyseinstrument wird. Der Zeitraum, in dem die Frauenforschung entstand, zur Geschlechterforschung weiter entwickelt und unter anderem in den *Queer Studies* erweitert wurde, ist genau der Zeitraum, in dem die *turns* liegen, die Bachmann-Medick identifiziert hat. Die Autorin begründet die Abhandlung der Geschlechterforschung, feministischer Perspektiven und der Kategorie Geschlecht auf einer guten halben Seite paradoxerweise damit, dass es sich um eine „Neuorientierung“ handle, „die grundsätzlicher und durchgängiger sämtliche *turns* durchzieht“ (43). Dieses *Gender Mainstreaming* bringt die Kämpfe der Frauenforschung und den originären kulturtheoretischen Beitrag der Geschlechterforschung völlig zum Verschwinden – ich weise als Beispiel lediglich auf die neuere Perspektive einer „intersectionality“²⁰ hin, mit der in der feministischen Forschung und Geschlechterforschung die Kategorie Geschlecht nicht mehr prinzipiell anderen gesellschaftlichen oder kulturellen Dynamiken voranstellt oder überordnet, sondern die die Gestalt und Dynamik von ‚Geschlecht‘ für jeden empirischen Fall im spezifischen Zusammenspiel mit *race* und *class* zu bestimmen sucht. Bachmann-Medick hingegen gibt lediglich (eher illustrativ) Beispiele für Schnittstellen der Geschlechterforschung mit dem jeweiligen *turn* (88, 152, 219, 265, 171f, 314, 354, 359). Wenn man das mit dem Aufwand vergleicht, mit dem die Autorin die Hauptwerke und zentralen Beiträge der mittlerweile 20 Jahre alten „Writing Culture-Debatte“ (insbesondere George E. Marcus, Michael M. J. Fischer, James Clifford) wieder und wieder heranzieht und intensiv diskutiert, dann wird noch deutlicher, wie unterrepräsentiert und unterschätzt die Frauen- und Geschlechterforschung, feministische Beiträge und die *Queer Studies* in dieser *tour d’horizon* kulturwissenschaftlicher Wenden sind.

Es geht mir nicht um das Hineinmonieren einzelner Forschungen in einen Band, der sich durch eine bemerkenswerte Breite und inter- und transdisziplinäre Synthese auszeichnet. Vielmehr habe ich (auch mit dem Verweis auf einzelne AutorInnen) versucht aufzuzeigen, welcher Begriff von ‚Kultur‘ der hier zusammengestellten Auswahl kulturwissenschaftlicher Neuorientierungen explizit wie implizit zugrunde liegt und welche Fragen sich ergeben, wenn man ‚Kultur‘ nicht von ‚Gesellschaft‘ isolieren und dennoch kulturwissenschaftlich arbeiten will.

Elisabeth Timm, Wien

20 Programmatisch: Gudrun-Axeli Knapp u. Cornelia Klinger, Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz. Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, „Rasse“/Ethnizität, in: *Transit. Europäische Revue*, 29 (2005), 72–96.